

## Einleitung: Analytische Moralphilosophie der Gegenwart

Auch wenn eine umfassende Darstellung und Einordnung der Epoche, in der sich die Philosophie gerade befindet, der Nachwelt vorbehalten bleibt, so ist bereits absehbar, dass die häufig als »analytische Philosophie« bezeichnete Strömung, die mit dem 20. Jahrhundert einsetzt und sich bis in die Gegenwart erstreckt, zumindest in der normativen Ethik wohl kaum als eine Einheit betrachtet werden wird.<sup>1</sup> Dafür fehlt es an inhaltlicher Übereinstimmung, sind doch die von Thomas Hurka als »Achterbahnfahrt« (Hurka 2004, S. 246) bezeichneten letzten 120 Jahre von Strömungen geprägt, die häufig sowohl die Methodologie als auch die grundlegenden Annahmen der jeweils vorherigen Abschnitte verwerfen.

Die ersten Jahrzehnte der Moralphilosophie des 20. Jahrhunderts waren von Positionen gekennzeichnet, die sich trotz aller Verschiedenheit unter dem Dach des Intuitionismus vereinen lassen. Für diese Positionen nahmen normative Themen eine zentrale Stellung ein, und die Frage danach, worin unsere grundlegenden Pflichten bestehen, wurde häufig mit einer »Intuition« genannten Erkenntnisform beantwortet. Der Nonkognitivismus, für den die Frage, was wir tun sollen, nicht von der Philosophie beantwortet werden kann, prägte dagegen den Zeitraum von 1930 bis 1950. Es dauerte bis zu den 1970er Jahren, ehe wieder ein verstärktes Interesse an der Ethik aufkam. Die abgebrochenen Diskussionen und verwaisten Positionen wurden freilich nicht einfach fortgeführt, sondern unter anderen Gesichtspunkten betrachtet, was Inhalt und Methode betrifft – hier hat sich insbesondere das von John Rawls in der Moralphilosophie populär gemachte »Überlegungsgleichgewicht« als maßgeblich erwiesen.

Die erste Phase beginnt mit einem Frontalangriff auf die philosophische Tradition. 1903 publiziert der Cambridger Philosoph G. E. Moore sein Erstlingswerk *Principia Ethica*. Dessen zentrale These lautet, dass fast alle bisherigen ethischen Theorien auf einem fundamentalen Fehler beruhen, den Moore als »naturalistischen

1 Wenn im Folgenden von »Ethik« bzw. »Moralphilosophie« oder »Philosophie« die Rede ist, bezieht sich dies nur auf die analytische Tradition.

Fehlschluss« bezeichnet: dem Versuch, den Begriff des Guten auf andere Begriffe zu reduzieren. Moore macht einen solchen Fehlschluss beispielsweise in John Stuart Mills Utilitarismus aus, dem zufolge das Gute nichts anderes als das Begehrenswerte sei.<sup>2</sup> Für seine These, welche die Moralphilosophie der kommenden Jahrzehnte maßgeblich prägen sollte, liefert Moore eine sprachphilosophische Begründung: das »Argument der offenen Frage«. Wenn wir einen Begriff durch einen anderen definieren – beispielsweise ein weibliches Pferd als Stute –, dann lassen sich beide Begriffe austauschen. Daraus folgt, dass für einen mit der Definition vertrauten Sprecher die Frage »Wenn A eine Stute ist, ist A dann auch ein weibliches Pferd?« notwendigerweise zu bejahen ist, was sie zu einer *geschlossenen* Frage macht. Sollte »gut« nun ebenso wie »Stute« vollständig durch andere Begriffe ersetzbar sein, wäre zu erwarten, dass sich auch hier eine »geschlossene Frage« stellen lässt. Dies ist aber nicht der Fall: Wenn wir den Begriff des Guten beispielsweise durch den des Begehrenswerten definieren und fragen »Wenn A gut ist, ist A dann auch begehrenswert?«, so ist eine bejahende Antwort darauf nicht unabdingbar, denn wir können sinnvollerweise anzweifeln, ob alles Gute begehrenswert ist. Die Frage ist damit *offen*. Das ist nicht nur bei Mills Begriff des Guten so, sondern gilt laut Moore auch für jeden anderen Versuch, »gut« zu definieren. Daraus folgert er, dass der Begriff des Guten nicht auf andere Begriffe zurückgeführt werden kann, und wirft Theorien, die mit solchen Definitionen arbeiten, einen Fehlschluss vor. Diesen nennt er »naturalistisch«, weil die meisten Theorien, die Moore mit seinem Argument kritisiert, das Gute auf »natürliche Eigenschaften« zurückführen – gemeint sind hier Eigenschaften, die sich mit den Methoden der Naturwissenschaften feststellen lassen. Das gleiche Problem trifft aber auch Theorien, die das Gute durch nichtnormative Begriffe zu definieren versuchen, etwa »entspricht dem Willen Gottes«.

Was aber ist das korrekte Verständnis des Guten, dessen Begriffsbestimmung, wie Moore schreibt, »der entscheidende Punkt bei der Definition der Ethik« (34) sei? Seine Antwort klingt zunächst banal: »Wenn ich gefragt werde ›Was ist gut?‹, so lautet mei-

2 Moore unterscheidet Dinge, die gut als Mittel zu etwas anderem sind, von Dingen, die »gut an sich« oder »intrinsisch gut« sind. Im Folgenden geht es um letztere Kategorie.

ne Antwort, dass gut gut ist, und damit ist die Sache erledigt.« (36) Das Gute, so die Schlussfolgerung, die Moore aus dem Argument der offenen Frage zieht, ist ein grundlegender Begriff, der sich gerade durch seine undefinierbarkeit auszeichnet und auf eine nichtnatürliche Eigenschaft verweist. Erkennt wird das Gute per Intuition, einer Form moralischer Anschauung, die keiner weiteren Begründung bedarf, aber moralische Reife und sorgfältiges Nachdenken voraussetzt. So ist etwa die Einsicht, dass die Freuden freundschaftlichen Umgangs gut sind, selbstevident: Vergleichen wir zwei Welten, die sich nur darin unterscheiden, dass die eine, aber nicht die andere solche Freuden enthält, erkennen wir, dass die erste Welt mehr Gutes enthält als die zweite. Der Umstand, dass die Erkenntnis solcher grundlegenden moralischen Tatsachen keine nichtmoralische Rechtfertigung erfordert, weist die Moral als unabhängig gegenüber anderen Erkenntnisbereichen wie den Naturwissenschaften aus.

Die Undefinierbarkeit macht das Gute jedoch keineswegs zu einem Sonderfall, denn Moore ist der Überzeugung, dass es eine Vielzahl undefinierbarer Begriffe gibt, beispielsweise Farbprädikate. Auch hier ist es nicht möglich, etwa »gelb« in einzelne begriffliche Bestandteile zu zerlegen. Es lässt sich jedoch angeben, welchen Dingen das Prädikat »gelb« zukommt. Analog dazu ist zwar keine Definition des Begriffs »gut« möglich, aber es lässt sich ein Klassifikationsschema derjenigen Dinge erstellen, die gut sind. Diese Unterscheidung hat zu einer Trennung der Ethik in zwei Disziplinen geführt, die im Laufe des 20. Jahrhunderts ein Eigenleben geführt haben, obschon sie – wie der weitere Verlauf ihrer Geschichte zeigen wird – wechselseitig aufeinander bezogen sind. Einerseits stellt sich die Frage nach dem Status moralischer Aussagen, also danach, ob diese wahrheitsfähig sind und welche Tatsachen sie wahr machen, sowie daran angeschlossen das Problem, wie sich diese Tatsachen erkennen lassen. Dieser Themenkomplex wird von der *Metaethik* behandelt, die häufig als neutral gegenüber der normativen Frage betrachtet wird, welche Handlungen aus welchen Gründen richtig sind. Die letztere Frage fällt in den Gegenstandsbereich der *normativen Ethik*. Die unterschiedlichen Antworten, die seit Moore auf diese zweite Frage gegeben worden sind, sind der Gegenstand des vorliegenden Bandes.

Innerhalb des von der *Principia Ethica* vorgegebenen Rahmens

(der in Grundzügen bereits von Moores Lehrer Henry Sidgwick vorgezeichnet worden war) entwickelte sich die Schule des *Intuitionismus*. Diese Strömung erreichte in den 1930er Jahren mit W. D. Ross' *The Right and the Good* (1939), dessen zweites Kapitel im vorliegenden Band abgedruckt ist, ihren Höhepunkt und fand mit Alfred Ewings *Ethics* (1953) ihren vorläufigen Abschluss. Während hinsichtlich der metaethischen Überzeugungen innerhalb des Intuitionismus eine relative Einigkeit etwa darüber bestand, dass es moralische Tatsachen gibt, waren sich ihre Vertreter alles andere als einig darin, was die normative Ethik anbelangt. Moore war der Überzeugung, in der Moral sei nur der Begriff des Guten grundlegend, der Begriff des Richtigen (der Auskunft darüber gibt, ob eine Handlung geboten oder verboten ist) hingegen sei definierbar als diejenige Handlung, die mehr Gutes hervorbringt als ihre Alternativen. Andere Intuitionisten, allen voran Ross, bestritten erstens, dass der Begriff des Richtigen definierbar sei; stattdessen gebe es in der Ethik zwei fundamentale und irreduzible Begriffe, nämlich denjenigen des Richtigen und denjenigen des Guten. Zweitens vertrat Ross gegenüber Moore auch eine andere Ansicht bezüglich der Frage, welche Handlungen richtig sind. Wenn wir wissen wollen, worin unsere Pflicht besteht, müssen wir neben den künftigen Folgen unserer Handlung auch die Vergangenheit berücksichtigen: In welcher Beziehung stehen wir zu den von der Handlung Betroffenen? Schulden wir ihnen Dankbarkeit oder Wiedergutmachung, oder haben wir uns durch ein Versprechen gebunden? Geleitet von dem Anliegen, der Alltagsmoral gerecht zu werden, setzte Ross an die Stelle des simplen Moore'schen Maximierungsgebots auf eine Pluralität von Faktoren zur Bestimmung unserer Pflichten.

Nach dieser für die normative Ethik fruchtbaren Periode vollzog sich in den 1930er Jahren ein Wandel in der Philosophie. In deren Gefolge büßte nicht nur der Intuitionismus seine dominante Stellung ein; auch die normative Ethik verlor für die kommenden Jahrzehnte ihren Status als ernstzunehmende philosophische Disziplin. Was führte zu dieser Entwicklung? 1928 publizierte Rudolf Carnap sein Buch *Der logische Aufbau der Welt*. In diesem legt er das Programm des logischen Positivismus dar, dessen Thesen die analytische Philosophie der nächsten Jahrzehnte prägen sollten. Alles Wissen, so Carnap, geht auf zwei Quellen zurück. Wissen über die Welt gewinnen wir durch die Sinneserfahrung; Wissen über

Begriffszusammenhänge erlangen wir durch die Logik, der Inhalt der Begriffe erschließt sich aus unserer Sprachkompetenz. Damit verband sich eine zweite Grundthese des logischen Positivismus, die verifikationistische Bedeutungstheorie. Ihr zufolge besteht der Sinn eines Satzes in der Methode seiner Verifikation. Damit ist gemeint, dass wir erst dann sagen können, was ein Satz bedeutet, wenn wir in der Lage sind anzugeben, wie sich dessen Wahrheit feststellen lässt. Als sinnlos gelten damit all jene Sätze, die weder tautologisch wahr noch mit den Methoden empirischer Wissenschaften verifizierbar sind. Die Philosophie ist in Carnaps Bild eine Disziplin zweiter Ordnung, welche darauf beschränkt ist, die Logik der Sprache zu analysieren. Substanzuelle Fragen darüber, wie die Welt beschaffen ist, sind dagegen Sache der Naturwissenschaften.

Dieser Selbstbeschränkung fällt neben der klassischen Metaphysik als philosophische Wissenschaft des Seienden auch die normative Ethik zum Opfer, die dem logischen Positivismus als »pseudo-wissenschaftlich« gilt. Das Geschäft der normativen Ethik, so die abwertende Einschätzung, sollte die Philosophie lieber Predigern und Poeten überlassen. Weniger polemisch, aber im gleichen Geiste schreibt R. M. Hare in seinem Buch *Freedom and Reason*: »Die ethische Theorie liefert nur eine Klärung des begrifflichen Rahmens, innerhalb dessen moralisches Denken stattfindet; sie ist daher neutral gegenüber unterschiedlichen moralischen Ansichten« (Hare 1963, S. 89). Eine solche Schlussfolgerung scheint unvermeidlich, wenn man Moores negative These über die undefinierbarkeit moralischer Grundbegriffe sowie seine Überzeugung teilt, die Sätze der Ethik seien nicht aufgrund ihrer Bedeutung wahr, gleichzeitig aber seine positive Theorie, der Begriff des Guten verweise auf eine nichtnatürliche Eigenschaft, als nicht verifizierbar und damit als sinnlos zurückweist. Aus diesem Grund sieht Alasdair MacIntyre in Moore einen unfreiwilligen Wegbereiter der Moralauffassung des logischen Positivismus (MacIntyre 1981, Kap. 2).

Worin besteht aber die Analyse der Moralsprache, von der Hare spricht? Nonkognitivisten wie er sind der Auffassung, moralische Aussagen seien anders zu interpretieren als empirische Behauptungen. Am einfachsten lässt sich die Grundidee an frühen Vertretern der Theorie illustrieren. Wie A. J. Ayer und Charles Stevenson argumentieren, sind moralische Aussagen – anders, als ihre grammatikalische Oberflächenstruktur nahelegt – weder wahr noch falsch,

denn sie beschreiben keine Tatsachen. Vielmehr handelt es sich um Gefühlsäußerungen, welche die Funktion haben, gleiche Gefühle in anderen hervorzurufen und diese so zum Handeln zu bewegen (mit dem Verweis auf Emotionen wird die Theorie daher auch als »Emotivismus« bezeichnet). Wer beispielsweise behauptet, Stehlen sei etwas Schlechtes, bringt damit seine negative emotionale Einstellung gegenüber entsprechenden Handlungen zum Ausdruck (»Stehlen – Buh!«). Moralische Meinungsverschiedenheiten markieren das Aufeinanderprallen verschiedener emotionaler Empfindungen. Daher ist es auch nicht möglich, die moralische, emotionale Einstellung einer anderen Person zu widerlegen; die einzige argumentative Möglichkeit, diese in Frage zu stellen, besteht darin aufzuzeigen, dass sie auf falschen faktischen Annahmen beruht.

Der Preis für eine solche Theorie besteht darin, die Verbindung zu zentralen Überzeugungen der Alltagsmoral aufzugeben. Denn die meisten Menschen sind sehr wohl der Ansicht, das Ziel einer ernstgemeinten moralischen Diskussion bestehe darin, die richtige Antwort auf ein Problem zu finden (etwa: »Darf ich in einer bestimmten Situation stehlen?«), und nicht, die emotionalen Einstellungen unserer Mitmenschen zu manipulieren. Eine Theorie, die beides gleichsetzt, scheint den Phänomenen also nicht gerecht zu werden. Spätere Nonkognitivisten wie Hare haben zwar versucht, diese Einwände zumindest teilweise auszuräumen, gegen Ende der 1950er Jahre war die Dominanz des Nonkognitivismus jedoch gebrochen. Verantwortlich dafür war eine Reihe von Argumenten, die hier nur angedeutet werden können. Peter Geach wies darauf hin, dass der Nonkognitivismus nicht in der Lage ist, logische Schlüsse, in denen moralische Ausdrücke vorkommen, korrekt zu interpretieren. So resultiert aus der Vorannahme »Stehlen ist falsch« in Verbindung mit der Aussage »Wenn Stehlen falsch ist, dann ist es falsch, seinen Bruder zum Stehlen anzustiften« die Schlussfolgerung, dass es falsch ist, seinen Bruder zum Stehlen anzustiften. Wie aber lässt sich dieser logische Zusammenhang erklären, wenn »Stehlen ist falsch« nichts anderes bedeutet als »Stehlen – Buh!«?

Neben solchen direkten Angriffen sorgten auch positive Argumente für eine Renaissance der normativen Ethik. Von Wittgenstein inspirierte Philosophinnen und Philosophen hinterfragten die strikte Trennung von (verifizierbaren) Tatsachen und (nicht-verifizierbaren) Werten, von denen der logische Positivismus

ausgegangen war. Philippa Foot etwa argumentierte, es sei für Individuen nicht möglich, unabhängig von den Regeln der Sprache und lediglich aufbauend auf die eigene emotionale Reaktion festzulegen, welche Begriffe eine positive Bewertung erfahren. So können wir beispielsweise nur dann auf etwas stolz sein, wenn es einer bestimmten Beschreibung genügt (etwa: Meine Handlung ist mir aufgrund einer großen Anstrengung gelungen). Deswegen könne etwa niemand darauf stolz sein, seine Hände dreimal pro Stunde aufeinanderlegen zu können. Aufbauend auf der Einsicht, dass Handlungen, die wir als richtig oder tugendhaft betrachten, an Maßstäbe gebunden sind, die mit der menschlichen Natur und dem guten Leben zusammenhängen, entwickelte Foot eine Ethik der Tugend; nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang die Bedeutung Elizabeth Anscombes, die auch für eine Rückbesinnung auf den Begriff der Tugend argumentierte.

Die Resonanz, die tugendbasierte Theorien hervorriefen, sowie ein allgemein wiedererstarkendes Interesse an ethischen Fragestellungen zeigte an, dass die Dürrephase der normativen Ethik an ihr Ende gekommen war. Es ist sicher kein Zufall, dass die erneute Hinwendung zur praktischen Philosophie in die Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs fiel, in denen die moralische Aufarbeitung der Kriegsverbrechen, die Gefahr der nuklearen Vernichtung und Fragen der Gleichberechtigung ins öffentliche Bewusstsein drängten. Es sollte aber bis 1971 dauern, ehe die Fixierung der Ethik auf sprachphilosophische Fragen gänzlich überwunden war. Mit seiner in diesem Jahr erschienenen *Theory of Justice* demonstrierte John Rawls wirkmächtig, dass die analytische Philosophie einen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme leisten kann. Im Rückgriff auf die vertragstheoretischen Theorien von John Locke, Jean-Jaques Rousseau und Immanuel Kant hatte Rawls Prinzipien dafür entwickelt, wie sich die Werte von Freiheit und Gleichheit in liberalen Gesellschaften zueinander verhalten sollten (der im vorliegenden Band abgedruckte Text von Thomas Scanlon wendet ein von Rawls inspiriertes, kontraktualistisches Modell auf die Moralphilosophie an). Damit gelang es Rawls, der neben Moore als der einflussreichste Philosoph der praktischen Philosophie des 20. Jahrhunderts gilt, nicht nur, die zuvor vernachlässigte politische Philosophie als ernstzunehmende Disziplin wiederzubeleben. Seine Methode des Überlegungsgleichgewichts befreite die

praktische Philosophie auch vom Gängelband der Sprachphilosophie, indem sie nach eigenem Anspruch ohne metaphysischen und sprachphilosophischen Überbau auskam. Sie gab den Auftakt zu einer bis in die Gegenwart andauernden Phase normativen Denkens, die Stephen Darwall et al. zu Recht als »große Expansion« bezeichnet haben (Darwall et al. 1992, S. 123). Rawls' Idee besteht darin, dass eine Theorie dann gerechtfertigt ist, wenn sich wohlüberlegte Überzeugungen über konkrete moralische Fragen, moralische Prinzipien und abstrakte Erklärungen gegenseitig stützen und sich so in einem Gleichgewicht befinden. Da jedoch in der Regel von der Moralphilosophie vorgeschlagene Prinzipien zwar mit einigen, aber nicht mit allen unserer wohlüberlegten Überzeugungen vereinbar sind, stellt sich die Frage, wie wir die so erzeugte Spannung auflösen können. Es ist sowohl möglich, einige unserer Prinzipien aufzugeben, als auch manche Überzeugungen in Frage zu stellen. Ändern wir die Prinzipien, stellt sich erneut die Frage, ob es nun andere wohlüberlegte Überzeugungen gibt, welche diesen widersprechen; gleichzeitig stellt sich die Frage, welche Überzeugungen aufgebbar sind. Moralphilosophie besteht in diesem Abwägungsprozess. Ausgangspunkt des Überlegungsprozesses sind unsere wohlüberlegten Überzeugungen (beispielsweise, dass Sklaverei schlecht und Redefreiheit wichtig ist), aber diese sind im Abwägungsprozess nicht privilegiert gegenüber abstrakten Prinzipien – auch sie können prinzipiell aufgegeben werden. Dieser Umstand markiert einen Kontrast zum Intuitionismus, für den selbstevidente Überzeugungen das unhintergehbare Fundament der Theoriebildung sind und dessen Erkenntnistheorie aus diesem Grund als »fundamentistisch« (im Gegensatz zu Rawls' »kohärentistischer« Erkenntnistheorie) bezeichnet wird.

Nie haben so viele Philosophinnen und Philosophen zu Fragen der normativen Ethik geforscht wie heute. Es wäre daher vermessen und würde der kaum überschaubaren Vielzahl an Publikationen nicht gerecht werden, wenn man die normative Ethik in der analytischen Philosophie der Gegenwart auf wenige Themen und Thesen reduzieren wollte. Dennoch lassen sich eine Reihe von Entwicklungen und Schwerpunkten ausmachen. Im Bereich normativer Theorien, die moralische Prinzipien aufstellen, um zu erklären, was wir tun sollen, werden klassische Positionen, die zuvor mit bestimmten Autoren verknüpft waren – wie etwa die Deontologie mit Immanuel Kant oder der Kontraktualismus mit Thomas



Hobbes – frei von exegetischen Absichten mit der Methode des Überlegungsgleichgewichts neu formuliert und weiterentwickelt. Diese sind Gegenstand der ersten Hälfte dieses Bands. Die dort abgedruckten Texte entstammen vier großen moralphilosophischen Theorieansätzen, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts als besonders einflussreich erwiesen haben: Neben Konsequentialismus und Deontologie sind das der Kontraktualismus und die Tugendethik.

Gleichzeitig setzte sich die Erkenntnis durch, dass es angesichts der dringlichen moralischen Herausforderungen, die sich durch technischen Fortschritt und Globalisierung ergeben, nicht ausreicht, allgemeine moralische Prinzipien zu formulieren. Weltarmut, Umweltzerstörung und Klimawandel, strukturelle Ungerechtigkeiten und die Fortschritte der Medizin werfen neue moralische Probleme auf, denen sich je eigene Forschungsbereiche widmen, die unter den Oberbegriff der angewandten Ethik fallen. Daneben haben sich in der normativen Ethik eine Reihe von Themen etabliert, die sich, anders als die gerade genannten Fragestellungen, nicht auf angewandte Probleme beziehen, die aber auch unabhängig von normativen Theorien diskutiert werden. Dazu zählen – und die Liste ließe sich weiter fortführen – das Problem der Aggregation, das sich mit der Frage beschäftigt, ob wir in Abwägungsprozessen der größeren Zahl an Menschen, denen wir helfen können, den Vorrang geben sollen; das Prinzip der Doppelwirkung, das die Frage behandelt, wie Handlungen zu bewerten sind, die neben guten auch vorausgesehene, aber nicht intendierte schlechte Auswirkungen haben; Diskussionen um den Begriff des moralischen Rechts, in denen es um die Funktion von Rechten und ihr Verhältnis zu moralischen Pflichten und Autonomie geht; und das Problem des moralischen Zufalls, das die Frage aufwirft, inwiefern Faktoren jenseits unserer willentlichen Kontrolle den moralischen Status unserer Handlungen beeinflussen. Diese Themen sind Gegenstand der zweiten Hälfte des vorliegenden Bandes.

Ein Blick zurück legt offen, wie weit sich die analytische Ethik im 20. und 21. Jahrhundert entwickelt hat. Viele Themen, die heute selbstverständlich zum Kanon der Disziplin gehören, spielten noch zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts kaum eine Rolle. Damit ist freilich nicht gesagt, die Phasen des Intuitionismus oder des Nonkognitivismus seien Irrwege gewesen und der Weg zur gegenwärtigen Phase sei eine Geschichte des ungebrochenen Fortschritts.

Im Gegenteil hat in den letzten Jahrzehnten eine Wiederbelebung des Intuitionismus eingesetzt, und es werden in der gegenwärtigen Debatte beispielsweise von Simon Blackburn und Alan Gibbard elaborierte nonkognitivistische Theorien vertreten, die versuchen, die Einwände gegen frühere Varianten auszuräumen, ohne dabei die Berechtigung einer normativen Ethik in Frage zu stellen.

Es hat lange gedauert, bis sich das Verhältnis von Meta- und normativer Ethik, zu deren Unterscheidung Moore vor über hundert Jahren mit seinem Argument der offenen Frage Anlass gegeben hat, zu einer friedlichen Ko-Existenz entwickelt hat. Die gegenwärtige Blütezeit der normativen Ethik, aber auch die Subtilität zeitgenössischer Debatten der Metaethik legen nahe, dass es nicht zu ihrem Schaden gewesen ist.

### Literatur

- Carnap, Rudolf 1928: *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg.
- Darwall, Stephen; Gibbard, Allan; Railton, Peter 1992: »Toward Fin de siècle Ethics: Some Trends«, *The Philosophical Review*, Vol. 101, No. 1, 115-189.
- Ewing, Alfred Cyril 1953 (II/1975): *Ethics*, London. (dt. *Ethik. Eine Einführung*. Übersetzt und mit einer Einleitung von Bernd Goebel, Hamburg 2014.)
- Hare, R. M. 1963: *Freedom and Reason*, Oxford. (dt. *Freiheit und Vernunft*. Übersetzt von Georg Meggle, Frankfurt/M. 1983.)
- Hurka, Thomas 2004: »Normative Ethics: Back to the Future«, in: Brian Leiter (Hg.), *The Future of Philosophy*, Oxford, 246-264.
- MacIntyre, Alasdair 1981: *After Virtue*, Notre Dame. (dt. *Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Übersetzt von Wolfgang Riehl, Frankfurt/M. 2006.)
- Moore, G. E. 1903: *Principia Ethica*, Cambridge. (dt., übersetzt von Burkard Wisser, Stuttgart 1970; erweiterte Ausgabe, Stuttgart 1996.)
- Rawls, John 1971: *A Theory of Justice*, Cambridge/Mass. 2005). (dt. *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Übersetzt von Hermann Vetter, Frankfurt/M. 1975.)
- Ross, W. D. 1930: *The Right and the Good*, Oxford. (dt. *Das Richtige und das Gute*. Übersetzt und mit einer Einleitung von Bernd Goebel und Philipp Schwind, Hamburg 2020.)